

# Der Bogen

Autor(en): **Häny, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **36 (1956-1957)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160599>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DER BOGEN

Die Schweiz pflegt ihre Schriftsteller nicht zu verwöhnen. Sie rufen in den Wald hinein, aber es tönt nicht zurück aus dem Wald. Dieses Klagelied ist alt, ja abgedroschen, und es gibt Leute, welche den Schweizer Schriftstellern entgegen: Ihr habt eben nichts zu sagen; hättet ihr etwas zu sagen, so hörten wir euch auch zu! Indessen, die Tatsachen reden oft eine andere Sprache. Wer wagte zu behaupten, ein Albin Zolinger, ein Robert Walser hätten nichts zu sagen gehabt? Dennoch sind sie nicht verwöhnt worden; ihr Leben bezeugt es.

Natürlich gibt es Ausnahmen zu unserer Regel. Jene wenigen Schweizer Schriftsteller, die sich in Deutschland durchgesetzt haben, werden hinterher auch bei uns ganz redlich gelobt. Wo die Deutschen schon zugestimmt haben, werden wohl auch die Schweizer zustimmen dürfen; das Risiko ist geringer. . .

Indessen leben unsere Schriftsteller und möchten nur allzu gerne gelesen sein. Da ist denn die Versuchung groß, sich irgendwie dem Kommerziellen zu unterwerfen, sich mitzufreuen an der großen Konjunktur! Aber gerade die Berufenen unter den Schriftstellern werden diese Versuchung am entschiedensten von sich weisen. Sie können und dürfen das Schreiben nicht zu einer Alltags- und Brotsache erniedrigen.

Die Schriftenreihe, die wir hier anzeigen, war ursprünglich als eine Art Selbsthilfe-Unternehmen schweizerischer Schriftsteller gedacht. *Traugott Vogel* hat sich ihrer Bestrebungen in seiner gütigen Weise angenommen. Die Kostenvoranschläge, die verschiedene Druckereien unterbreiteten, waren zu hoch. Da erklärte sich der *Tschudy-Verlag* in St. Gallen bereit, die ganze Sache auf seine Schultern zu nehmen. Ein großzügiger Entschluß! Und so erscheint denn seit 1950 der bunte Strauß der Bogen-Hefte. Woher der Name? Er hat eine praktische und eine ideelle Seite: erstens einmal handelt es sich um Werke kleinen Formates, die einen oder höchstens zwei Druckbogen füllen — und zweitens soll hier ein vermittelnder Bogen geschlagen werden zwischen Traditionellem und Modernem, Taurigem und Witzigem, Empfundem und Gedachtem, zwischen allen Gegensätzen, die das schweizerische Schrifttum in sich schließt. Denn das Kennzeichnende der Bogen-Reihe, die Traugott Vogel als Herausgeber betreut, ist ihre Offenheit.

Bis Ende 1956 sind 53 Bogenhefte erschienen. Unmöglich zu schildern, was diese Hefte in ihrer Vielfalt alles enthalten! Wir müssen uns darauf beschränken, ganz subjektiv einige wenige Hefte herauszugreifen. Denn schon im einzelnen spiegelt sich mehr oder weniger das Ganze, und dieses Ganze wiederum spiegelt die Schweizer Literatur, wie sie sich darbietet in der Mitte unseres aufgeregten Jahrhunderts!

\* \* \*

Von *Robert Walser* liegt in der Bogen-Reihe die Erzählung *Die Schlacht bei Sempach* vor. Walser ist an Weihnachten 1956 in der Nähe von Herisau auf einem Spaziergang vom Tod überrascht worden. Ein Tod, wie er vollkommener nicht passen könnte zu diesem Spaziergänger unter den Dichtern! Zwischen seinen Dichtungen aber und diesem Tod liegen drei Jahrzehnte dämmeriger Anstalts-Zeit. Walser war geistig verwirrt, und die Anlage dazu war zweifellos ererbt. Schon in den Dichtungen seiner «guten» Zeit findet sich eine gewisse Doppelbödigkeit, eine durchgehende leise Verwirrung der Perspektive, die er aber als hohes Kunstmittel gebraucht. Gibt es eine merkwürdigere Begabung unter den neueren Schweizer Dichtern? Immer scheint Walser zu lächeln, als ein naiver Idylliker scheint er durch unsere hügelige, waldige, aussichtsreiche Landschaft zu spazieren. Ein heiterer Vagabund und Tagedieb, manchmal ein wenig blöde, manchmal ein wenig sentimental. Aber seine Heiterkeiten sind unverbindlich, und an ihrem Rande lauert, fast unbemerkbar, etwas Unheimliches.

Im Roman «Die Geschwister Tanner» hört man, unter den Fenstern seiner Villa oder im nahen Wald, einen Mann namens Agappaia Schüsse abgeben. Er tut es gewohnheitsmäßig und nur wie zum Spiele. Aber diese launige Knallerei wirkt darum so unheimlich, weil der Mann tief unglücklich und seine Ehe zerrüttet ist. Seine Frau nämlich, Klara, ist — wie soll ich es sagen — die Seelenfreundin des Helden, Simon Tanners, und die Geliebte seines Bruders Kaspar. Im gleichen Buch stößt der Held während einer winterlichen Waldwanderung auf einen «Schlafenden», der, den Hut im Gesicht wie im heißesten Sommer, am Wege liegt, in der bittersten Kälte. Der anscheinend Schlafende ist in Wahrheit erfroren, ein Freund obendrein, ein Dichter. Simon erschrickt zwar, aber er faßt sich bald und deckt den Toten mit Tannzweigen zu. Er zieht ihm seine Gedichte aus der Rocktasche, ein dünnes Heft, und wirft es später gelassen in den Briefkasten einer Redaktion. Weiter wird der Fall nicht mehr erwähnt. — Und so ist Walser immer voll zwielichtiger Seltsamkeiten, die seine Idyllik sachte unterbrechen. Im Roman «Der Gehülfe» gibt es in der Villa Zum Abendstern eine vielfarbig glänzende, pompöse Glaskugel, prangend in einem schweren Eisengestell. Der Gehülfe muß die Kugel endlos aus dem Freien, wo sie verregnet werden könnte, in die Villa tragen, dann wieder aus der Villa ins Freie, weil sie dort besser glänzt. Ein wahres Kafka-Motiv!

Die heitere Zierlichkeit Walsers und sein verhaltenes Wetterleuchten ergeben zusammen ein Zwielicht — das Zwielicht vielleicht seiner zeitgenössischen Bürgerwelt, die äußerlich intakt und innerlich am Zerfallen ist (die Romane schildern die Zeit unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg). Der stilistische Ausdruck Walsers ist deshalb die sanfte, allmählich sich steigernde, alldurchdringende *Ironie*. In seiner historischen Erzählung «Die Schlacht bei Sempach» treten nun diese Verhältnisse viel krasser zutage. Tänzeln, zierlich und verspielt zieht das österreichische Ritterheer dahin, voll schöner Jünglinge mit Schnabelschuhen und salbenduftenden Locken. Dann ertönt an dem staubig-sommerheißen Tag, immer näher, immer unheimlicher, das Horn der Eidgenossen. «Man lachte auch jetzt noch; es gibt ja Momente, wo der Mensch glaubt, lächeln zu sollen, während er sich vom Entsetzen angepackt fühlt.» Der Anfang der Schlacht verläuft wieder idyllisch, einige Hirten verbluten an den Speeren der Ritter, sonst geschieht nichts; aber Winkelried reißt dann die Bresche. Und durch diese Bresche bricht nun wirklich und wahrhaft das Entsetzen ein, mitten hinein in die falsche, lächelnde Sicherheit — und mäht und wütet und mordet, bis es nichts mehr zu morden gibt.

\* \* \*

Walser und Zollinger, beide in der Bogen-Reihe vertreten, sind nachgerade Klassiker des zeitgenössischen Schweizer Schrifttums — wenngleich sie von den breiten Leserschichten nicht akzeptiert sind. Aber unser Unternehmen erweist seine Lebendigkeit gerade auch dadurch, daß es jüngern und jüngsten Schriftstellern die Türe aufgetan hat.

Hier ist der erst zwanzigjährige Student *Jürg Schubiger* zu nennen, dessen erste erzählende Arbeit, *Barbara*, in der Reihe erschienen ist. Es ist die traurige Geschichte eines schwachsinnigen Mädchens, das verlorengeliebt in der kalten Welt, dieweil es den lieben Gott umsonst in der Kirche, auf dem Hügel und fern im Meere suchen geht, dort wo die Sonne am Horizont versinkt. Seine Mutter stirbt, seine Mitmenschen verhöhnen es, einzig bei seinem Esel findet es eine Heimat. Und dieser Esel ist denn auch der einzige, der ihm die Treue hält und dem armen Kinde bis tief ins Wasser hinein nachgeht auf seiner Suche nach Gott. — Die Erzählung Schubigers zeugt von Sensibilität und sprachlicher Disziplin; sie erweckt Hoffnungen, die der junge Dichter in der Folge zu erfüllen bemüht sein wird.

Die mittlere Generation unserer Schriftsteller ist unter andern vertreten mit *Ludwig Hohl*, dessen Erzählung *Vernunft und Güte* eine Art moralischer Satire ist. Hohl schildert den katastrophalen Ausgang einer unglücklichen Ehe. «Man überredete ihn (man:

Psychologen, Nerven- und Seelenärzte, alte ausgereifte Weiber, ein jüngeres im entgegengesetzten Zustand, später auch noch ein Advokat und ein Notar), zuerst, seiner jungen Frau einige Tage Erholung zu gönnen. . . » So beginnt es. Der Ehemann wird zum Opfer dieser psychologischen Clique, die ihn einkreist und lähmt, um der jungen Frau eine immer großzügigere «Erholung» zu schaffen. Sich erholen, das heißt zunächst: fern vom Manne Ferien verbringen; dann Konsultation von «Seelenärzten», erst im Sprechzimmer, dann im abendlichen Café; dann bedeutet es einen oder mehrere Geliebte zu nehmen, zwecks seelischer Auflockerung, als «hygienische Maßnahme». Und so weiter. Und der Ehemann wird immer wieder zum Rückzug gezwungen, zur Vernunft und zur Güte — die ihn schließlich zur Scheidung, zur Auswanderung, zum Selbstmord führen. Hohl schildert diese ganze rückläufige Bewegung mit einer eigentümlichen sarkastischen Präzision. Die Geschichte wirkt dadurch viel weniger stofflich als exemplarisch, und sehr zu recht hat Traugott Vogel den Autor in seinem Nachwort in die Reihe der Moralisten gestellt.

\* \* \*

Wie vieles gäbe es noch zu erwähnen und zu erwägen! Ich denke an *Fritz Enderlins* gediegene, sorgfältige *Horaz-Übersetzung*; an diese Oden, Zeile für Zeile und Strophe für Strophe übertragen mit dem stillen Pathos des Humanisten, der dem Dunklen wie dem Spielerischen, dem Hieratischen wie dem Urbanen des Horaz zu seinem Rechte verhilft.

Ich denke ferner an das Problem des Helvetismus, das *Fritz Ernst* in seiner Abhandlung *Gibt es eine schweizerische Nationalliteratur?* so umsichtig und gründlich erörtert, mit einer Kenntnis der ältern Schweizer Literatur und all unserer Bibliotheksschätze, die schlechthin erstaunlich ist.

Aber es ist unmöglich, all dieser Vielfalt gerecht zu werden. Und so sei denn der Leser dieser Zeilen an die Sache selbst gewiesen. Man möge es nicht beim Reden über ein solches Unternehmen bewenden lassen; viel eher möge man die Bogen-Hefte beim Tschudy-Verlag in St. Gallen abonnieren. Damit wäre dem Herausgeber und dem Verlag am richtigsten für ihre Mühe gedankt.

*Arthur Häny*